

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 32 (1942)

Heft: 37

Rubrik: Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

„Den Dichter wähle, wie du einen Freund wählst“

Geboren am 16. Dezember 1891 in Wabern bei Bern, besuchte Walter Laedrach die dortige Dorfschule und nachher auf langem Schulweg die Schule in Bern, das Lehrerseminar und die Hochschule. Er bestand nacheinander das Primar-, Sekundar-, Gymnasiallehrer- und Doktorexamen, das letztere summa cum laude. Er unterrichtete vier Jahre an der Primarschule in Wabern und lehrte seit 1920 an der Sekundarschule Hasle-Rüegsau.

Seine erste Novelle schrieb Walter Laedrach mit 18 Jahren, den ersten Roman als 23-jähriger, voll Feuer, wenn auch noch nicht ausgereift. Er schrieb, weil es ihn dazu zwang, so wie es ihn auch hie und da zum Malen zwingt. Und doch hätte Walter Laedrach auch noch andere Möglichkeiten gehabt. Nach beendetem Studium waren es vor allem die Pflanzen und Tiere, die ihn interessierten. Er legte eine Pflanzensammlung an; statt sie zu pressen und im Herbarium verstauben zu lassen, hat er gegen tausend Schweizerpflanzen gemalt und dazu eine Insektensammlung angelegt, die mit ihren vielen biologischen Zusammenstellungen einem Museum wohl anstehen würde. Aber dann kam die Krankheit und führte ihn auf einen anderen Weg.

Ein Lungenleiden machte Walter Laedrach 1913 dienstfrei, so dass er 1914 nicht im Wehrkleid stand, sondern, leidlich hergestellt in einem Bauernhaus als Meisterknecht gearbeitet hat. Dann aber kam das Scharlachfieber und liess ihm eine Herzschwäche zurück, die ihn fast ein Jahr auf das Krankenbett legte und seither an jeder körperlichen

Betätigung hindert. So erfolgte die Rückkehr zur Literatur und der Rückzug in die Bücherstube. Aus dieser Krankheitszeit herausgewachsen ist das Hörspiel: „Der Tote und der Chirurg“, das diesen Winter durch Radio Bern gesendet wird und dem das persönliche Erlebnis zugrunde liegt, dass ein Arzt Walter Laedrach nach einer Herzkrise mit Adrenalin wieder ins Leben zurückbrachte.

Auf die Frage, weshalb er schreibe, antwortet Walter Laedrach: „weil ich es noch nie zustande gebracht habe, etwas Vollkommenes zu schreiben und weil einzig das künstlerische Schaffen das Leben ausmacht“.

Walter Laedrach ist Vorstandsmitglied der „Guten Schriften Bern“, des Berner Schriftstellervereins und Mitglied des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung und Herausgeber der im Verlag Paul Haupt, Bern, erscheinenden „Berner Heimatbücher“. Für seinen Roman „Passion in Bern“ erhielt er den Buchpreis der Schillerstiftung.

Warum ich schreiben muss

Das zierlich behelmte Berner Münster blickte zu den Fenstern meines Vaterhauses herein, und wenn die Feierabendglocke mit ihrem ahnungsvollen Klang die Stube füllte und die Sonne hinter dem Könizberg Abschied nahm, wusste die Mutter so spannend vom alten Münster und seiner Silberglocke zu erzählen, die schwarz angestrichen worden sei, als die Franzosen kamen, und vom Christoffelturm, dessen ungeschlachteter Heiliger missbilligend auf die flüchtenden Soldaten herabgeschaut habe, dass sie sich noch einmal aufrähten und den Sieg von Neuenegg erstritten, also dass die Liebe zur heimatlichen Stadt und ihrer Geschichte kraftvoll in mir aufwachte.

In einer solchen Abendstunde am grünen Kachelofen nahm der Wunsch, diese Geschichte einmal genau kennen zu lernen, so feste Gestalt an, dass er mein ständiger Begleiter wurde und mich endlich in das historische Studium einführte, das ich mit einer Arbeit über das Kloster Trub und den bernisch-luzernischen Streit über das Trubertal abschloss.

Bei einer wissenschaftlichen Darstellung dieser Geschichte aus den alten Urkunden und Ratsprotokollen war es selbstverständlich der Phantasie nicht erlaubt, ausmalend mitzuhelfen wie einst am Kachelofen; aber begreiflich ist es, dass die Weggewiesene gar oft lüsternd über die Schranken schaute und gar manchenmal, wenn die Gelehrsamkeit nicht aus und ein wusste über den Rätseln der alten Pergamente, allzugerne eingegriffen und alles Unklare gelöst oder das Geheimnisvolle noch rätselhafter und dunkler gemacht hätte.

Als nach mancher Fahrt durch deutsche und italienische Lande das Emmental meine zweite Heimat wurde und ich mich auch in dessen Geschichte vertiefte, liess sich die Phantasie nicht mehr weigern, und jetzt entstanden einige Novellen und Romane aus der Vorväter Zeiten.

Bei diesen historischen Erzählungen aber sah ich immer deutlicher, dass das Menschenherz zu allen Zeiten gleich geschlagen hat, dass es zu allen Zeiten gleich gelitten hat. Was kann aber Grösseres und Schöneres dargestellt werden als die Freuden und Leiden des menschlichen Herzens? Was kann spannender sein als ein Irrgang eines menschlichen Geistes?

Das konnte man aber auch näher haben, ohne sich zuerst durch einen Berg alten Papiers hindurch zu graben, da genügte schon ein Griff in das heute strömende Leben!

Aber auch die Darstellung der Schönheiten und der Geschichte unserer bernischen Heimat reizte mich immer wieder, und so entstanden die Berner Heimatbücher, deren erste Bändchen im letzten Jahre erschienen, die so freundlich aufgenommen wurden, dass ihnen noch weitere folgen werden.

Walter Laedrach.



Walter Laedrach

Geboren am 16. Dezember 1891 in Wabern, von Gysenstein, Dr. phil.,
Gymnasiallehrer, Hasle-Rüegsau

Erschienene Werke: „Das Kloster Trub“. Diss. Bern 1919.
„Die Brücke von Rüegsau“, Novelle, Gute Schriften Bern, 1926.
„Feuer in Brandis“, Novelle, Gute Schriften Bern, 1933. „Blau-
brunner Buben“, Jugendschrift, Evang. Gesellschaft St. Gallen, 1934.
„Der Herr Grossrat“, Roman, Evang. Gesellschaft St. Gallen, 1934.
„Der Prinzenhandel im Emmental“, Jugendschrift, St. Gallen, 1935.

„Unter dem Krummstab im Emmental“, Novellen, St. Gallen, 1936.
 „Passion in Bern“, Roman, E. Rentsch, Erlenbach-Zürich, 1938.
 „Von Grenzwächtern und Ueberläufern“, Novellen, Gute Schriften, Bern, 1939. „Aufstieg zur Sonnseite“, Roman, E. Rentsch, Erlenbach-Zürich, 1941. „Das Emmentaler Bauernhaus“, Berner Heimatbuch, P. Haupt, Bern, 1941. „Der Tote und der Chirurg“, Hörspiel, Radio Bern, 1942. „Delsberg, St. Ursanne und Pruntrut“, Berner Heimatbuch, P. Haupt, Bern, 1942. „Das Schwarzenburgerland“, Berner Heimatbuch, P. Haupt, Bern, 1942. „Die Blaubrunnerbuben finden ihren Beruf“, eine Erzählung für gross und klein, der Blaubrunner Buben, zweiter Teil, Evang. Gesellschaft, St. Gallen, 1942.

In der himmlischen Buchhaltung gibt es einen riesengrossen Folianten, in welchen der Liebe Gott tagtäglich seine Eintragungen macht. Irgendwo in dem mächtigen Buch gibt es eine Kontoseite, die den Namen „Ernst Balzli“ trägt. Seine Eintragungen lauten kurz und bündig so:

10. April 1902: Mit kräftigem Geschrei hat der kleine Ernst eben in Bolligen bei Bern das Licht der Welt erblickt. Seine Eltern begrüßten ihn mit herzlicher Freude, trotzdem er ihr fünftes Kind ist.

1902—1909: Der Junge gedeiht recht gut. Masern, Keuchhusten und andere Kinderkrankheiten absolvierte er mit mannhafter Geduld. Erziehung recht. Immerhin besteht eine leise Gefahr, dass er von seiner Mutter etwas verwöhnt wird.

1909: Am 15. April tritt er als ABC-Schütze in Reih und Glied. Er lernt mit Vorliebe Kinderverse, singt auch gern (nicht schön, aber laut), rechnen hasst er.

19. Februar 1912: Heute wurde ihm sein jüngstes Schwesterchen geschenkt.

1913: Mit viel Glück besteht er die Aufnahmeprüfung in die Sekundarschule.

1913—1918: Er beginnt sich trotz der Kriegszeit zu entwickeln, besonders körperlich. Seine Eltern finden, er sei ein ungefügiger Bengel. Er liest schrecklich viel. Die Zeitungen mit den Schlachtberichten lernt er oft auswendig. Die Arbeit in Haus und Feld sagt ihm wenig zu. In stillen Stunden wird er zum weichherzigen Träumer. Im Umgang mit den Altersgenossen stellt er sich dafür doppelt ruppig an.

1918: Er steht vor der Berufswahl. Am liebsten möchte er Medizin studieren; aus verschiedenen Gründen kann dieser Wunsch nicht erfüllt werden. Dem Vorschlag ins Lehrerseminar einzutreten, stimmt er schliesslich zu.

1918—1922: Er wird zum Pestalozzizünger ausgebildet. Die vier Seminarjahre werden ihm schrecklich lang; er ist nicht glücklich. Sein Studium betreibt er lässig, schlängelt sich aber durch. Seinen Deutschlehrer verehrt er glühend. Heimlich schreibt er Verse, von deren Güte ausser ihm kein Mensch überzeugt ist.

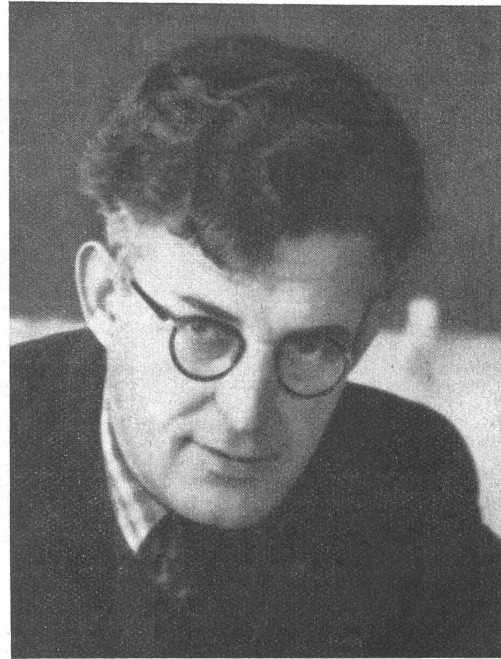
April 1922: Er erwirbt das bernische Primarlehrerpatent. Die Gemeinde Grafenried bei Fraubrunnen vertraut ihm ihre Oberklasse an. Er ist mächtig stolz auf diese Berufung.

1922—1925: Er macht seine ersten schulmeisterlichen Lehrplätze.

1925: Er hat sich eine Lebensgefährtin gewählt und haust nun zu zweien.

1927: Er lernt beim Lehren weiter. Die Kinder interessieren ihn. Er hat sie rechtschaffen gern, besonders die Buben haben ihm's angetan. Ihre Taten und Untaten begeistern ihn zu seinem ersten Buch.

1927—1941: Er hat sich konsequent entwickelt: den Landschulmeister sieht man ihm auf hundert Schritt an. In dem ihm zugewiesenen Lebensraum hat er sich nun zurecht gefunden; er ist ein bisschen verbauert, aber recht glücklich. In seiner freien Zeit schreibt er Gedichte, Geschichten und Bühnenspiele, die Freude machen. Reisen nach Italien, Frankreich, Deutschland und Belgien zeigten ihm, dass auch noch anderswo Menschen leben. 1942 erhielt Ernst Balzli eine Ehrengabe der Schweizerischen Schillerstiftung.



Ernst Balzli

Geboren am 10. April 1902 in Bolligen, von Bolligen, Lehrer, Grafenried

Ds lääre Chrättli

Es isch scho wahr, sälbe Mittwuchen isch eine vo üsne gfelligschte Tage gsi. Wie liecht hätt es si chönne breiche, dass anderi Bursch d'Chrotteblütti scho hätten erlänen un erschnüet gha, wo mer churz nach em z'Mittag yne gruppet sy i ihres wüehlige Heitigstüüd! U de wäre mer natürlich am Hag anne gsi. Gueti Beeriblüttine hets nid mänge gha im Sädelsbachwald.

Aber wie gseit, ds Glück het is zur Abwächslig einisch ehli glachet. Die drü, vier Augschtegwitter vo de letschte Tage hei de Heiti guet ta u se gäh gmacht z'ryffe, u so isch is jetze ds Beere diräkt zu me Feschthli worde. Gwüss Viertelstunde lang hei mer mängisch am glyche Fläck chönne blybe gruppe. Mit der einte Hand hei mer Stüdeli für Stüdeli uf d'Syte boge, u mit der andere hei mer eifach d'Heiti abgstreipft i d'Chrättli. Es si grossi, schöni Beeri gsi, zum Fähle so gross wie Meertrübeli, feischerblau u mit eme zarte Tou druffe.

Kei Wunder, het es i üsne Gschirli gmehret wie süsch nie. Jeden Augblick het eis von is chönne mælde: „Ueberbödelet!“ — u paar Minute speter: „Halbvoll!“ Ja, mir si fei eso in e Wettyfer yne grate; jedes wär gärd ds erschte gsi wo sys Chrättli hätt chönne lääre. Gwunne het natürlich der Gödi, u zwar us dreine Gründe. Afen isch er vo Natur us der tifigisch gsi von is; zwöütens het er mit eme wüetigen Yfer gschaftet und nid einisch der Chopf ufgha us de Heitistude, u zum dritte het er sich ou am beschte chönnen überha. I gloute, keis einzigs Mal het er der sälb Namittag i ds Muulchrättli beeret, dä Muschterbueb! Jedefalls het er am Abe no schneewyssi Zähn gha un es zündrots Züngli. Hingäge d'Schnörri vom Friedi u vom Anneli si schön blau grandet gsi, u vo mym eigete schwygen i dank lieber...

Wo gägen Abe d'Schätte vo de Tanne lenger worde sy u nadinah die ganz Chrötteblütti zuedeckt hei, da hei mer's du richtig erstritte gha — üser Gschir si alli zäme voll gsi, ghufet voll! Die sächs-literigi Milchpinten u alli vier Chrättli derzue! Was das wott heisse, chöu bloss Lüt vom Fach richtig würdige, Lüt, wo ou scho Namittage lang i de Heitistude gruppet sy u sich mit Beere vertöörlet hei. Dass mer uf em Heiwäg gstölzelet hei u gsunge wie d'Lerche, das darf is kei Möntsch verarge. Mir hei für sicher dörfen anäh, hütt wärd is ds Müetti einisch rüehme, un uf das hi hei mer is rächtschaffe gfreut.

Aber jetz muess ig ech öppis Merkwürdigs brichte: wo mer e Halbstund speter hei cho sy, hei mer üser Gschir nimmen alli voll gha. Eis vo de vier Chrättli isch läär gsi, u zwar usgrächnet em Gödi sys. Keis einzigs Beereli het er meh drinne gha, dä Glünggi!

Jetz möchtet er natürlich gärd wüsse was er gchüengelet heig? Guet, i will nechs verzelle — mit paarne Worten isch es gscheh. I will nit derzue tue u nit usse lah.

Uf em Heiwäg si mer uf der Luzere vor em Rothebüehler Kätheli ebcho. Das isch es brings, bleichsüchtigs Mädeli gsi, ds einzig Chind vom Dachdeck Rothebüehler. Allem a isch es ou gsi ga beere; es het

ömel e grosse Chirschichratten umbunde gha. Wo mer bim Stockere-wäg zämetrotte sy, het ihn's üses Friedi sofort agräblet:

„Und? Hesch gueti Gschäftigmacht?“

Ds Kätheli het der Chopf gschüttlet: „Nei, nid grad. U dir?“

Statt eren Antwort het ihm ds Friedi üsi volli Milchpinten unter d'Nase gha, u mir drü andere hei-n-ihm die gfüllte Chrättli darstreckt: „Da! Lueg!“

Der erscht Augblick het ds Kätheli nüt gseit. Nume gschouet het es is mit eme länge, länge Blick, u nachhär het es yne gluegt i sy halbläar Chratte. Schliesslich fragt es mit sym schittere, schirbelige Stimml: „Wo heit er die gfunde?“

„Ir Chrotteblütti!“ hei mer vierstimmig Bscheid gäh. Da het es einisch töuf der Ate zogen u langsam gseit: „Wär i doch numen ou dert häre cho!“

I chönnt jetz wäger nimme säge, was alls i dene paarne Worte glägen isch — es isch jetz scho z'mängs Jahr drüber gange. Aber dass es Gymmeli Nyd isch drinne gsi u vor allem e grossi, verdrücktnigi Angscht, das weiss i no haargnau. Jedefalls si mer uf ei Chlapf alli still worde, mucksstill — sogar ds Friedi, wo me doch süsch nid ring het chönne gschweige. Irgetwie hei mer alli zäme gspürt, dass öppis nid ganz eso isch wie nes sötti sy...

„Ds Kätheli het e bösi Stäufmuetter!“ ischs mer untereinisch däre Chopf gschosse. „Das wird öppis absetze, wenn es mit lääre Hände hei chunnt ...“ Da faht ungsinnet der Gödi a der Garbeschnuer afah nifle, won er dermit sys Chrättli het umbunde gha. Mit gstableige Finger het er der Lätsch ufglah; nachhär het er chli gnetigt u mit syr rüchschte Buebestimm vüre brösmet: „Zeig!“

U gob ihm öpper hätt chönne wehre, het er sys Chrättli vürs

gläart, überen i Käthelis grosse Chratte. Es het ne grad styff möge gfülle. Nachhär het er sys lääre Gschirli wieder umbunden u gseit: „Chömet ... mir wei hei!“

Em Kätheli isch ds Bluet fütirigrots i die bleiche Backe gschosse. Es het öppis wölle säge, wahrschynlich danke — aber da isch Gödi afah springe u het ihn's la stah wie nes Ampelistöckli. U mir drü si ou afah dechle so guet mer chönne hei mit üser volle Milchpinte.

Dahaimen isch es du exakt eso cho wie mer's hei erhoffet gha: ds Müetti het is grüht nach Note — z'truz Gödis läarem Chrättli. U dass ne ds Friedi verrätschet un ihm sys Müschterli mit em Rothebühler Kätheli usbracht het, das isch ou nid anders gsi z'erwarte.

Ds Müetti het nid viel gseit zu der chlynen Affäre. Es het blas em Gödi e merkwürdige Blick gäh un ihm einisch über ds Haar gstriche, so süüferli u sittig i gäh no grad jetze viel drum, wenn i deutzemal a sym Platz gsi wär.

Ernst Baldi.

Erschienenene Werke: *Jugendbücher:* „Meine Buben“, 1927, H. R. Sauerländer, Aarau. „Von Blondzöpfen und Krausköpfen“, 1929, H. R. Sauerländer. „Der Glückspilz“, 1934, Sauerländer. „Hanni Steiner“, 1938, Sauerländer. *Mundartbücher:* „Burebrot“, 1931, H. R. Sauerländer, Aarau. „Sunntig u Wächtig“, 1936, Fr. Reinhardt, Basel. „Bureglück“, 1938, Fr. Reinhardt, Basel. *Gedichte:* „In der Dämmerung“, 1927, A. Francke, Bern. „Heiligabe“, 1933, H. R. Sauerländer, Aarau. „Bärn“, 1937, A. Scherz, Bern. *Dramatische Werke:* „Der Schatte“, 1928, H. R. Sauerländer, Aarau. „Ds Hagmatt-Jümpferli“, 1931, A. Francke, Bern. „Beresina“, 1932, H. R. Sauerländer, Aarau. „Ha an em Ort es Blüemli gsch“, 1936, H. R. Sauerländer.

Die Aerzte von St. Manko

Märchen von Simon Zäch

Zu den Aerzten von St. Manko kam ein armes Bäuerlein namens Seppli Kneubühler, welches in seinem Heimatdörfchen, einem Neste oberhalb des Städtchens, wohnte und daselbst den Ruf eines merkwürdigen und manchmal unheimlichen Gesellen hatte. Er könne hexen, hiess es, und ebenso könne er, wenn ihm gerade darum sei, heilen, Menschen oder Vieh, ganz gleich. Aber es müsse ihm drum sein. Wenn er böser Laune sei, plage er die Hilfesuchenden und mache sie absichtlich noch elender und siecher, als sie schon wären. Begreiflich, dass man einen solchen Grad von Bosheit mit unheimlichen Kräften in Beziehung zu bringen versuchte. Es gab freilich auch Leute, die der Ansicht waren, Kneubühler sei alles andere als schlecht, sicherlich aber unheimlich gescheit, und da Gescheitheit so oft den Dummern als Laster und Gefahr vorkomme, liesse sich auch ganz gut ein Irrtum denken, oder ein Missverständnis. Wenn das Bäuerlein einem wehleidigen Kranken sagte: „Kränker sollte man dich machen...“, warum sollte daraus nicht die üble Sage entstanden sein?

Sei dies alles wie es wolle, niemand wusste in Wirklichkeit, wer eigentlich Kneubühler sei; dies kam erst aus, als sich die Geschichte mit den Aerzten von St. Manko zutrug. Und am Ende dieser Geschichte verstanden die Nachbarn und Gemeindegossen des Männleins allerhand, das sie vordem nicht verstanden hatten.

Die Geschichte mit den Aerzten begann so: Kneubühler suchte den ersten von ihnen auf und klagte über Schmerzen im rechten Ohr. Der Doktor sah ihn an und schüttelte den Kopf: „Ich bin nicht Ohrenspezialist!“ Und er schickte ihn zu einem Kollegen, der die Ohren seiner Mitwelt betreute. Bei diesem Ohrenspezialisten klagte Kneubühler über Schmerzen in der rechten grossen Zehe. Darauf wurde er zu einem Fussarzt geschickt. Beim Fussarzt klagte er über eine geschwollene Leber und bekam die Adresse eines Internisten. Bei diesem, einem berühmten Gelehrten, nahm Kneubühler den Kopf in beide Hände und sagte einfältig: „Ach, mein Kopf tut mir so weh... ich habe wohl eine Gehirnentzündung, oder es fehlt mir sonstwie da droben im Oberstübli...“ Der Mann, der vor allem die Ein-

geweide kannte, wurde ärgerlich und antwortete: „Vermutlich brauchen Sie einen Irrenarzt... hier haben Sie die Adresse!“ Beim Irrenarzt aber erklärte Kneubühler, er müsse sich wohl den Kopf aufmeisseln lassen, so sehr schmerzten ihn seine alten, überwachsenen Zahnwurzeln. Der Psychiater schlug mit der Hand gegen seine Stirn und musste lachen. „Gehn Sie zuerst zum Zahnarzt!“

Auf diese Weise liess sich Kneubühler von einem Arzt zum andern schicken, bis er jeden Spezialisten in der ganzen Stadt auf seiner Liste hatte. Mit dieser Liste ging er zum Kadi und reichte Strafklage gegen alle ein, nicht gegen jeden besonders, denn das hätte mehrere Dutzend Händel und mehr Langeweile als Spass bedeutet. Die Anklage bestand im Vorwurf einer groben beruflichen Pflichtverletzung, indem alle aufgezählten Herren beschuldigt wurden, einem Patienten Untersuchung und Behandlung verweigert zu haben.

Es ist sehr wohl möglich, dass Kneubühler sich für seinen boshaften Streich gerade die Spezialisten von St. Manko ausgesucht hatte, weil der Gerichtspräsident dieses Nestes im Geruche stand, die Aerzte nicht zu lieben. Ein anderer Richter würde unter Umständen die Annahme der Klage verweigert haben. Der Präses von St. Manko jedoch lächelte boshaft, als er das Dokument in die Hände bekam und beschloss, seine geschätzten akademischen Brüder alle auf einmal vorzuladen.

Als sie nun, drei Dutzend Aerzte, ein Tierarzt und ein Zahnarzt, vor den Schranken standen und auf der Zeugenbank den einsamen Kneubühler sahen, überlegten alle blitzartig den Zusammenhang: jeder erinnerte sich, wie er das Bäuerlein angefahren oder ein wenig spöttisch zu einem andern Spezialisten geschickt, der nun auch anwesend war... und nur eine Sache konnten sie nicht reimen: Dass auch der Kollege dem Burschen die Untersuchung verweigert haben sollte. Es entstand ein lebhaftes Fragen und Flüstern, denn der Präsident war noch nicht da, und nach einer Minute schlug das Flüstern in Lachen und schliesslich in dröhnende Heiterkeit um.

Mitten in das Lachen aber schnitt die scharfe Stimme